Die Klöster im alten Zürich

Autor(en): **Briner, E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **34 (1930-1931)**

Heft 24

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-672987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

berg, Donauwörth, Ulm, Augsburg, Engen, Schaffhausen, Winterthur und gelangte am 30. September 1780 wohlbehalten bei den Seinen in Bäretswil an. Wir schließen den Bericht mit den Aufzeichnungen, die Köchli in seinem Wanderbuch dem damaligen Handwerkswesen widmet.

Nachdem er von den Handwerks- und Gesellenordnungen bemerkt hat, daß er diese lieber leidige Mißbräuche nennen möchte, fragt er: „Woher kommt es wohl, daß wir Handwerker unsere Feiertage lieber auf Herbergen und Schenken in tumultarischem Gewirr zubringen, statt uns um die Lage, die Merkwürdigkeiten und Gebräuche eines Ortes zu bekümmern? Die Eltern lassen uns in den Schulen Lesen und Schreiben und — in den höheren Klassen — Latein lernen; aber wir werden nicht in Geographie, Geschichte und Zeichnen und auch im Rechnen nur mangelhaft unterrichtet, und doch wären diese Kenntnisse uns auf unsern Reisen von großem Nutzen.

Meines Erachtens sollte auch keiner vor dem 17. oder 18. Altersjahr ein Handwerk erlernen, weil Überlegung und Kräfte noch mangeln. Wenn sie dann — lediglich in den Anfängen des Handwerks Bescheid wissend — die Wanderjahre antreten, so stehen sie unwissend in der fremden Werkstatt, mehr als Lehrbub, denn als Gesell. Haben sie nicht das Glück, einen redlichen Meister oder Nebengesellen zu finden, der ihnen in väterlicher Weise und mit Geduld an die Hand geht, so lernen sie so viel als nichts. Da muß dann nur noch die öfters von Gesellen eingepflanzte, stolze und handwerksmäßige Einbildung dazukommen, man sei ein Gesell und lasse sich nicht mehr als Lehrjunge behandeln, so bleibt ein solcher Professionist Zeit seines Lebens ein armer Löter.

Handwerksgebrauch, Auflagen, Herbergen, Grüße, Geschenke sind im richtigen Sinne angewandt, von Nutzen; aber schon oft haben sie diesen und jenen zu einem schlechten Menschen gemacht. So wohltätig Geschenke sind an einen Burschen, der lange reisen mußte, ohne Arbeit zu finden, so schädlich und nachteilig sind sie für jene, die sich darauf verlassen. Denn öfters werden sie Taugenichtsen dargereicht, die sich lieber vom Bettel als von redlicher Arbeit erhalten.

Auflagen haben meistens den Endzweck, Geld zusammen zu legen: nicht der Ordnung zuliebe straft man mit Bußen, sondern um jedes halbe Jahr einen Freßtag abzuhalten. Das, was ein jeder wöchentlich zur Unterstützung armer, kranker Gesellen beitragen muß, ist eine vortreffliche Einrichtung. Wie niederträchtig und gottlos aber ist es, jeweilen am Ende eines halben oder ganzen Jahres dieses für die Armen und Kranken zusammengesteuerte Geld zu versaufen, was leider nicht allzu selten vorkommt."

G. B.

Spuren im Sand.

Ich schritt im Abendlicht am Strand.
Tief grub mein Fuß sich in den Sand.

Am Morgen bei der Wiederkehr
Find' ich die Spuren nimmermehr.

Der Wind, der durch die Dünen geht,
Hat sie in einer Nacht verweht.

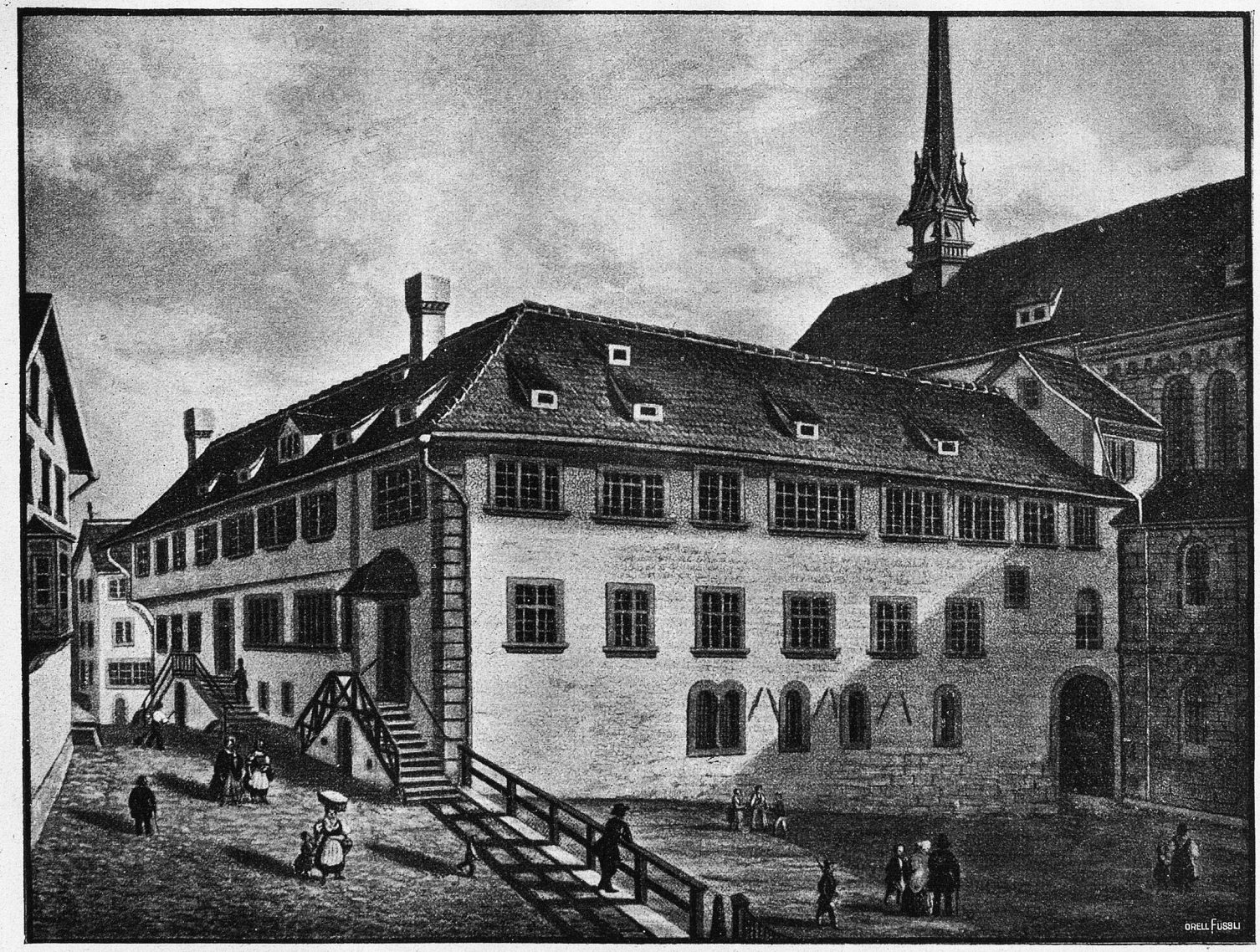
Da greift ein Schauer kalt nach mir:
So leben und so sterben wir,

Und alles, was wir tun und sind,
Löscht über Nacht der Weltenwind!

Heinrich Anacker.

Die Klöster im alten Zürich.

Von der Bedeutung der Klöster im Mittelalter kann man sich heute kaum mehr eine richtige Vorstellung machen. Nicht nur daß die streng kirchliche Denkweise jener Jahrhunderte dem Klosterwesen eine sehr große Wichtigkeit beilegte, auch für das praktische Leben waren die Klöster von allergrößtem Wert. Es gab Zeiten, wo in einsamen Gegenden die Mönche es waren, die der Bevölkerung zeigten, wie man den Garten pflegt, wie man Obstbäume aufzieht, wie man den Rebberg behandelt und dem Wald die richtige Pflege angedeihen läßt. Auch die Krankenpflege, Fürsorge und Almosen, Unterricht und andere wichtige Dinge wurden jahrhundertelang von den Klöstern aus besorgt. Auch in den Städten kam den klösterlichen Gemeinschaften eine große Bedeutung zu. In den Klöstern waren die Leute zu finden, die lesen und schreiben konnten, fremde Sprachen beherrschten und über viele Dinge Bescheid



Chorherrenstift am Großmünster in Zürich um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

wußten. Das Unterrichtswesen, das ja in den Städten von besonderer Bedeutung war, blieb lange Zeit den Klöstern anvertraut. Überhaupt kam im Mittelalter, wo unaufhörliche Kriege und Fehden, unerhörte Standeskämpfe und Schwierigkeiten des Wirtschaftslebens die Bevölkerung bedrängten, den Klosterleuten ganz allgemein ein mächtiger Einfluß auf Kultur und Sitte, auf Bildung und Lebensführung zu. An dies alles müssen wir uns erinnern, wenn wir von den Klöstern in alter Zeit reden. Heute würdigt man meist die architektonischen und künstlerischen Leistungen des Klosterwesens; doch vielerorts haben die Klöster keine bedeutenden künstlerischen Spuren hinterlassen, und auch ihre Gebäulichkeiten sind manchmal völlig umgestaltet worden oder gänzlich verschwunden.

Auch im alten Zürich gab es mehrere Klöster, die einen ansehnlichen Einfluß auf das öffentliche und private Leben ausübten. Man darf wohl sagen, daß von ihren Baulichkeiten so ziemlich alles verschwunden ist, und wir müssen uns an alte Chroniken und Bilder halten, wenn wir uns davon eine Vorstellung machen wollen. Das gemeinsame Haus oder Kloster der Chorherren am Großmünster entstand spätestens im neunten Jahrhundert. Nicht umsonst ist es durch zahlreiche Sagen mit der Persönlichkeit Kaiser Karls des Großen († 814) in Verbindung gebracht worden. Sehr alt ist auch das Kloster der Fraumünsterabtei, von dem wir wissen, daß es im Jahre 853 durch König Ludwig den Deutschen gegründet wurde. Die übrigen Klöster auf Stadtgebiet stammen aus dem 13. Jahrhundert, aus einer Zeit also, wo neue Orden sich über ganz Europa verbreiteten und das kirchliche Leben, wie auch Kirchenbau und Kirchenkunst, einen neuen Höhepunkt erreichten. So erscheint das Kloster der Predigermönche im Jahre 1229 zum ersten Mal in den Urkunden, das Kloster der Barfüßer (Minoriten) 1247 und das Kloster der Augustiner 1270. Dazu kommen das Kloster der Schwestern von Konstanz oder Predigernonnen in der sogenannten „Sammlung" (Froschau), das seit 1260 erwähnt wird, und das Kloster der Predigernonnen am Oetenbach, das seit 1285 in den Urkunden erscheint. Außerdem gab es in Zürich im Spätmittelalter zwei Bruderhäuser und eine ganze Reihe von Schwesterhäusern; sogar ein Einsiedler und eine Klausnerin hatten hier ihre Zelle.

Einzelne Häusernamen wie „Kappelerhof" und „Wettingerhaus" erinnern uns noch heute daran, daß zahlreiche geistliche Stellen oder Stifte, die manchmal sehr weit entfernt waren, in Zürich ihre Amtshäuser hatten. Die Bischöfe von Konstanz und von Chur und zahlreiche auswärtige Klöster, Stifte und Ordenshäuser hatten in dieser Stadt ihre Niederlassungen. Sie dienten den Eigentümern als Absteigequartiere, als Wohnungen für diejenigen Ordensglieder, die mit dem Bezug der Einkünfte beauftragt waren (später traten vielfach weltliche Amtmänner an ihre Stelle), und als Magazine für die Früchte, die von den Zinspflichtigen nach Zürich abzuliefern waren. Schon im 13. Jahrhundert hatten das Johanniterhaus in Bubikon (Zürcher Oberland), das Kloster Kappel am Albis, das Benediktinerstift Einsiedeln sowie dasjenige in Engelberg und andere klösterliche Institutionen ihre Amtshäuser in Zürich. Dasjenige des Klosters Wettingen befand sich am Ufer der Limmat, angelehnt an die Großmünsterterrasse. Die Waren, die auf Schiffen nach Zürich gebracht wurden, verlud man an der Schifflände auf Lastwagen und transportierte sie dann unter den „Bögen" hindurch (früher sagte man „unter Tilenen") in das Gebiet der Marktgasse. Was für das Wettingerhaus bestimmt war, wurde bei der Römergasse abgeladen. Im 14. Jahrhundert errichteten auch das Benediktinerkloster Allerheiligen in Schaffhausen, das Kloster Königsfelden bei Brugg, die Klöster von Rüti und von Töß, das Johanniterhaus Wädenswil und andere geistliche Korporationen ihre Amtshäuser in Zürich. Im 15. Jahrhundert kam das Domkapitel Konstanz dazu, im 16. Jahrhundert der Bischof von Chur, der Bischof von Konstanz und das Johanniterhaus in Küsnacht am Zürichsee. Infolge der Reformation änderten sich diese Verhältnisse gründlich. Die meisten klösterlichen Amtshäuser wurden verkauft. Am Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen nur noch die Klöster Einsiedeln, Schaffhausen und Wettingen, sowie das Domkapitel und der Bischof von Konstanz Amtshäuser in Zürich; damals waren es Zürcher Bürger, welche die Verwaltung der Einkünfte in diesen Amtshäusern zu besorgen hatten.

*

Wenn wir einen kurzen Rundgang durch die Klöster im alten Zürich antreten wollen, so können wir vielleicht annehmen, wir kämen vom Lande her. Da präsentierte sich die mittel-

Der Münsterhof in Zürich, mit dem alten Einsiedlerhof im Mittelgrund, jetzt Meise.

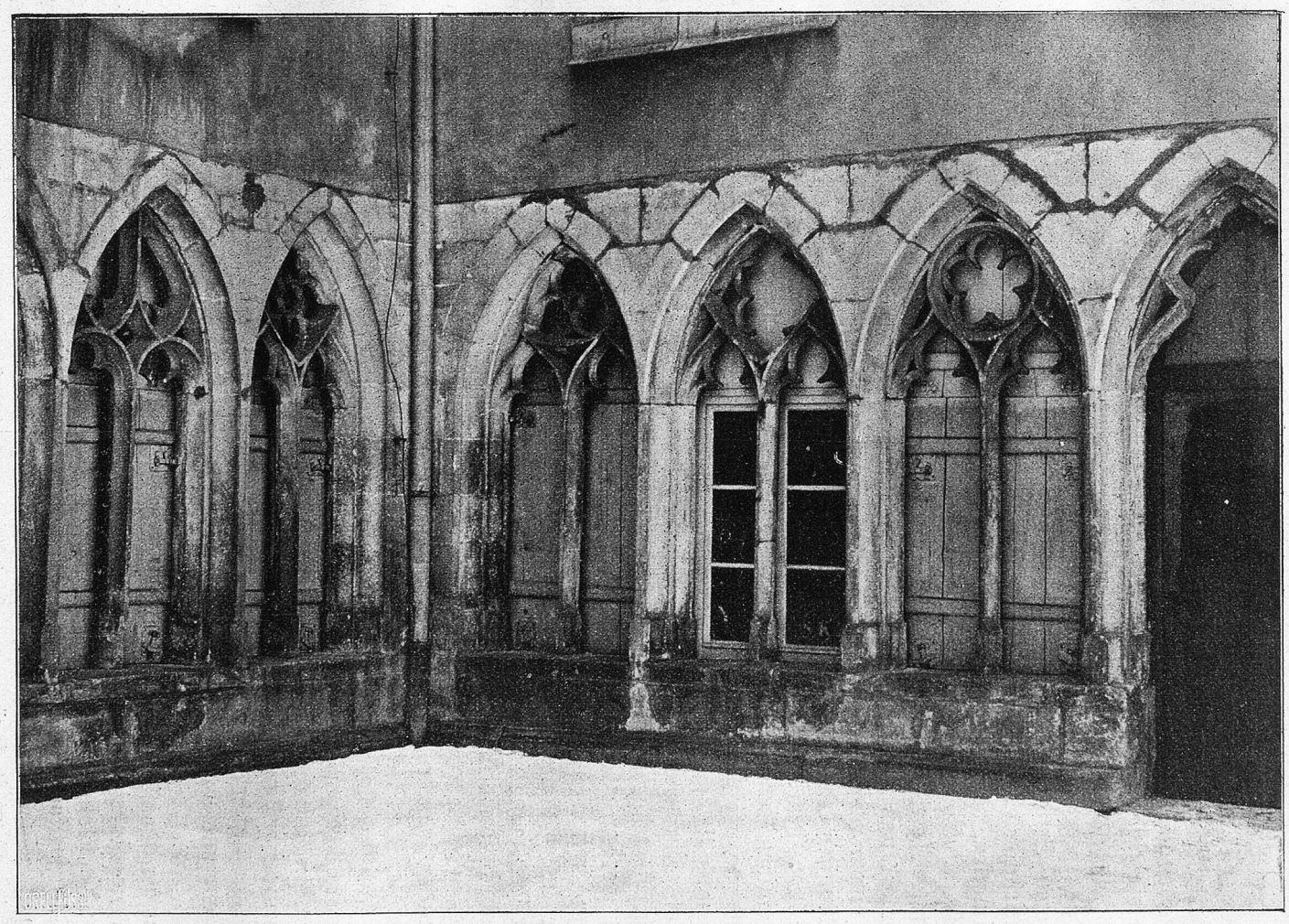
alterliche Stadt als festgeschlossene Siedelung, die rechts der Limmat bis zum heutigen Seilergraben, links der Limmat bis zum Fröschengraben, also der heutigen Bahnhofstraße, reichte. Da stand mitten in der freien Landschaft das Kloster Seldenau, dessen Name noch heute in der Quartierbezeichnung „Selnau" weiterlebt. Auf dem Gemälde der Stadt Zürich, das kurz nach 1500 entstanden ist und sich heute im Landesmuseum befindet, sieht man es abgebildet als ländliche Baulichkeit inmitten grüner Wiesen. Damals gab es noch keinen Schanzengraben in jener Gegend, wohl aber ein Bächlein, über dessen Nutznießung zwischen den Klosterfrauen und ihren Nachbarsleuten mancher Rechtsstreit ausgefochten wurde. Der Name „Seldenau", der schon im Jahre 1299 erscheint, stammt entweder von einer seligen Au oder von einer Au mit einer „Selde", das heißt Herberge oder großes Wirtschaftsgebäude. Adelheid, die Gattin Rudolfs von Küßnach (am Vierwaldstättersee), schenkte den Schwestern des Frauenklösterchens Neuenkirch im Kanton Luzern einen Weinberg vor den Toren Zürichs, und Meister Heinrich, Leutpriester zu St. Peter in Zürich, fügte noch einen Acker hinzu, damit sie im heutigen Selnaugebiet eine Kirche, ein Kloster und andere Gebäude errichten, einen eigenen Kaplan und Friedhof haben und nach geistlicher Ordensregel dort leben könnten. Bischof Eberhard II. von Konstanz genehmigte die Stiftung. Das Kloster nahm einen raschen Aufschwung, erhielt zahlreiche Vergabungen und konnte bis zur Reformation in beträchtlichem Maße Grundstücke kaufen. Als das Kloster im Jahre 1525 infolge der Reformation aufgehoben wurde, besaß es ein großes Vermögen, das der Rat von Zürich dem Spital übergab. Jede der 13 zuletzt ausgetretenen Nonnen erhielt ein lebenslängliches Leibding von jährlich 10 Mütt Kernen, 10 Eimer Wein, 15 Gulden in Münze, ein Malter Hafer und allen ihren Hausrat, für das erste Jahr überdies 2 Klafter Holz und je drei Nonnen zusammen ein Schwein.

Da das klösterliche Leben bekanntlich in der Zeit vor der Reformation viel von seiner ursprünglichen Strenge eingebüßt hatte, erhielt auch das Frauenkloster im Selnau im Jahre 1514 von seinen Visitatoren eine strenge disziplinarische Verordnung; doch war den Nonnen nur noch ein Jahrzehnt lang vergönnt, derselben nachzuleben. Da hieß es: die Nonnen sollen sich pünktlich zu den Vigilien und Messen verfügen, und diejenigen, welche ohne Erlaubnis davon weggehen, an Wasser und Brot gesetzt werden. Äbtissin und Priorin sollen bei Tag und Nacht die Nonnen überwachen, und diese dürfen ihre Zellen vor ihnen nicht riegeln. Es soll auch keine weltliche Person in das Dormitorium geführt werden, noch dort oder im Kloster überhaupt schlafen dürfen; sondern die Gäste sollen in das Gasthaus gewiesen werden. Die Kustorin hat im Dormitorium bei Nacht eine Ampel anzuzünden. Die Nonnen sollen keine farbigen Kleider oder weltlichen Zierden, wie zum Beispiel ausgeschnittene Schuhe, tragen dürfen. Das Tanzen im Kloster ist ernstlich untersagt. Die Nonnen sollen der Äbtissin gehorchen und untereinander Friede haben. Die Äbtissin soll gut kochen lassen, damit die Frauen die Arbeit aushalten mögen. Keine Nonne soll in fremde Badstuben gehen, und damit dies verhütet werde, soll das Bad im Kloster stets gewärmt sein. Wenn die Nonnen gebadet haben, dürfen ehrbare Nachbarn das Bad benützen. Man sieht also, daß die geistlichen Oberherren redlich bemüht waren, die klösterlichen Sitten zu heben; doch fegte kurz darauf der Sturm der Reformation diese ersterbenden Gemeinschaften hinweg.

*

Die ehrwürdigste geistliche Gemeinschaft in Zürich war zweifellos das Chorherrenstift am Großmünster. Noch heute erinnert ein architektonisches Kunstwerk von hohem Rang an dieses uralte Stift, nämlich der prächtige Kreuzgang im Großmünsterschulhaus. Vier weiträumige Bogengänge schließen sich um einen offenen Hof zusammen; die romanischen Bauformen sind mit interessanten Steinskulpturen geschmückt. Trotzdem das alte Stiftsgebäude im 19. Jahrhundert in ein Schulhaus umgewandelt wurde, blieb der Kreuzgang vollständig erhalten, das heißt er wurde in den Fünfzigerjahren genau nach den alten Formen erneuert. Es ist dies der einzige noch vollständig erhaltene Kreuzgang in Zürich.

Das Großmünster war die alte, zu den königlichen Besitzungen gehörende Kirche, zugleich aber auch die Leutkirche für alles Volk zwischen der Limmat und der Glatt. In karolingischer Zeit wird bereits ein Stift mit einer Anzahl von Kanonikern und ausgedehntem Grundbesitz erwähnt. Mit dem Stift war eine Schule verbunden. Die Stiftsbrüder wohnten ursprüng-



Erhaltene Kreuzgangpartie des alten Barfüßerklosters in Zürich.

lich alle nach klösterlicher Weise unter einem Dache beisammen; das Chorherrengebäude wurde im 12. Jahrhundert bei Erbauung des Kreuzganges erneuert. Nach der Reformation enthielt das Chorherrengebäude die Lehrzimmer der Stiftsschule und seit 1803 einzelne Abteilungen der Bürgerschule. Im Spätmittelalter wohnten die Chorherren in stattlichen Häusern außerhalb des eigentlichen Stiftes; daher erhielt die Kirchgasse unter den Straßen des alten Zürich ein besonderes Ansehen.

Das Fraumünster, das schon in baulicher Beziehung das Gegenstück zum Großmünster auf der anderen Seite der Limmat bildet, gehörte im Mittelalter ebenfalls zu einem klösterlichen Gemeinwesen, dem vornehmsten Frauenkloster Zürichs. Ludwig der Deutsche gründete die Fraumünster-Abtei im Jahre 853; seine Töchter Hildegard und Bertha wurden nach der Legende von einem Hirsch an die Stelle geführt, wo sie das Münster erbauen sollten. Diese Legende wurde von dem Zürcher Maler Paul Bodmer vor einigen Jahren in prächtiger Weise im Kreuzgang des Fraumünsters dargestellt. Dieser Kreuzgang ist zum großen Teil erst in der Neuzeit als Durchgang zwischen der Kirche und dem von Professor Gull erbauten Stadthause erstellt worden. Ein Teil dagegen zeigt niedrige Bogen mit romanischen Bauformen; dies sind die letzten Reste des ursprünglichen Fraumünster-Kreuzgangs, der bis zum Ende des letzten Jahrhunderts in recht verwahrlostem Zustande noch zu sehen war. Die Klostergebäulichkeiten wurden abgebrochen, als man das Stadthaus baute. Das kleine Zimmerchen aus der Zeit der Äbtissin Sibylla von Helfenstein und die beiden prächtigen Stuben aus der Zeit der letzten Äbtissin Katharina von Zimmern befinden sich heute im Landesmuseum. Die Äbtissin vom Fraumünster nahm in Zürich einen hohen Rang ein und wurde sogar Fürstin genannt.

Der Orden der Dominikaner oder Prediger-Brüder, 1206 gegründet, siedelte sich schon 1229 in Zürich an; die Klosterkirche wurde zum Teil im Jahre 1240 fertiggestellt. Der Prachtbau des Chores mit seinen unendlich hohen Fenstern (heute in Bibliotheksräume aufgeteilt) entstand erst im 14. Jahrhundert. An der Stelle der alten Klostergebäude erhebt sich heute die Zentralbibliothek. Nach der Reformation wurden die Gebäulichkeiten des Klosters dem benachbarten Zürcher Spital zugeteilt, der schon seit 1204 bestand. Der Franziskaner-Orden, vom Volke „Barfüßer" genannt, der 1208 von Franz von Assisi gegründet wurde, zog um 1240 in Zürich ein. Auch dieses Kloster hatte eine große Bedeutung; es nahm den Raum zwischen der Untern Zäune und der alten Stadtmauer am obern Hirschengraben ein. Der Kirchenbau konnte zum guten Teil weiter verwendet werden, als man 1833 das erste Theater in Zürich baute. Auf dem Platz vor dem Barfüßerkloster wurden oft wichtige Volksversammlungen abgehalten; hier wurde auch die Verfassung Rudolf Bruns angenommen.

Ganz nahe beim alten Predigerkloster erhob sich noch eine andere klösterliche Baulichkeit, nämlich diejenige der „Sammlung der Schwestern von Konstanz". Diese Benediktinernonnen kamen schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts nach Zürich; ihr Kloster St. Verena erhielt nach der Reformation den Namen „Froschau" nach der Buchdruckerei Christof Froschauers. Der Hauptflügel mit seinem kleinen Hofe an der Froschaugasse ist noch heute erhalten. Die Augustinermönche siedelten sich 1270 in Zürich an; ihre Kirche, im vergangenen Jahrhundert durch den Architekten Stadler erneuert, dient heute der Christkatholischen Kirchgemeinde. Sie wurde im 14. Jahrhundert erbaut und diente nach der Reformation der Zürcherischen „Münze", nach der der anstoßende Platz Münzplatz genannt wurde. — Das Kloster Oetenbach auf dem „Sihlbühl" wurde auch in die alte Stadtbefestigung mit einbezogen; es bestand ungefähr seit 1280. Von Anfang an erfreute sich dieses Kloster der besonderen Gunst des Adels, dessen Töchter und Witwen hier ihre Versorgung oder ihren Ruhesitz suchten. Es gab Zeiten, wo mehr als 60 Klosterfrauen, darunter zahlreiche Angehörige der vornehmsten Familien, darin wohnten. Nach der Auflösung des Klosters wurden seine Gebäulichkeiten als Waisenhaus und als Zuchthaus verwendet. Die finsteren Gebäude der zürcherischen Strafanstalt im Oetenbach wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts niedergelegt; an ihrer Stelle erheben sich heute die städtischen Amtshäuser. Der prächtige Bau des Waisenhauses, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde, konnte als Amtshaus II mit in diese mächtige Baugruppe einbezogen werden.

Die Klöster des alten Zürich, die im Mittelalter so eng mit Leben und Kultur der Stadt verbunden waren, wurden durch die Reforma-

tion ihren ursprünglichen Zwecken entfremdet; im wesentlichen ist nichts mehr von ihnen erhalten geblieben als drei bedeutende Kirchenbauten: Großmünster, Fraumünster und Predigerkirche, sowie die Kirche der Augustiner und das Klostergebäude an der Froschaugasse. Die reichen Erinnerungen dieser klösterlichen Bezirke leben nur noch in Chroniken und geschichtlichen Werken fort. Dr. E. Briner.

In der Stadt.

Wo sich drei Gassen kreuzen, krumm und enge,
Drei Züge wallen plötzlich sich entgegen
Und schlingen sich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäul und lärmenden Gedränge.

Die Wachtparad' mit gellen Trommelschlägen,
Ein Brautzug kommt mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt seine Grabgesänge;
Das alles stockt, es kann kein Glied sich regen.

Verstummt sind Geiger, Pfaff' und Trommelschläger;
Der dicke Hauptmann flucht, daß niemand weiche,
Gelächter schallet aus dem Freudenzug.

Doch oben auf den Schultern schwarzer Träger
Starrt in der Mitte kalt und still die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

Gottfried Keller.

Die beiden Freunde.

Von Guy de Maupassant.

Paris war belagert, ausgehungert und lag in den letzten Zügen. Die Spatzen auf den Dächern wurden selten, die Gossen entvölkerten sich. Man aß alles.

Herr Morissot, der von Beruf Uhrmacher war, doch gelegentlich auch Pantoffeln verkaufte, schlenderte, die Hände in die Taschen seiner Uniformhose versenkt, an einem hellen Januarmorgen traurig und hungrig den äußeren Boulevard entlang. Da stand plötzlich ein Kamerad vor ihm, ein alter Freund, Herr Sauvage, den er vom Wasser her kannte.

Ehe der Krieg ausbrach, fuhr Morissot jeden Sonntag bei Tagesanbruch, den Bambusstock in der Hand, einen Blechkasten auf dem Rücken, mit dem Zug in der Richtung nach Argenteuil. In Colombes stieg er aus und ging zur Insel Marante. Sobald er am Ziel seiner Wünsche war, fing er an zu angeln, und angelte bis zu sinkender Nacht.

Und jeden Sonntag traf er dort ein dickes, joviales Männchen, Herrn Sauvage, den Krämer aus der Straße Notre-Dame-de-Lorette, der gleichfalls begeisterter Angler war. Oft saßen sie einen halben Tag lang Seite an Seite, die Angelrute in der Hand, und ließen die Füße über dem Wasser baumeln. So hatten sie sich angefreundet.

An manchen Tagen redeten sie keinen Ton. Zuweilen unterhielten sie sich. Aber sie verstanden sich ausgezeichnet auch ohne Worte, denn sie teilten den gleichen Geschmack und hatten gleiche Interessen.

Im Frühling, wenn morgens gegen zehn die junge Sonne auf dem leise dahinströmenden Fluß Dunst aufsteigen ließ, der mit dem Wasser wanderte, wenn sie den beiden eifrigen Anglern behaglich auf den Rücken schien, dann sagte wohl Morissot zu seinem Nachbar:

„Ach ist das mollig!"

Und Herr Sauvage gab zurück:

„So was gibt's nicht wieder!"

Das genügte, daß sie sich verstanden und gern hatten.

Im Herbst, wenn gegen Abend die untergehende Sonne den blutroten Himmel und scharlachfarbene Wolkenbilder im Wasser spiegelte, den ganzen Fluß mit Purpur übergoß, den Horizont in Flammen setzte, die beiden Freunde wie mit Feuer umspielte und die vom Winterhauch schon zitternd braun gefärbten Bäume goldig überzog, sah Herr Sauvage wohl lächelnd Morissot an und sprach: „Wie das aussieht!"

Und Morissot antwortete staunend, ohne einen Blick von seinem Schwimmer zu lassen: „Ist das nicht schöner als der Boulevard, was?"

Sobald sich die beiden erkannt hatten, schüttelten sie einander kräftig die Hand — bewegt,